

(Nachdruck verboten.)

8) Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Döck.

Der Hannpeter, der während der Erzählung des Schäfers immerfort die Landstraße beobachtet hatte, äußerte sich: „Der Hannbast wanert,“) das is ausgemacht. Sollt er Dir wieder emal begegnen, tußt Du einfach den Arm in die Höh und sprichst: Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit, Amen! Dardrauf kann he net vom Fleck. Et padst Du ihn — von dere Sort gehn fuszig auf ein Lot — und schmeißt ihn in die Bach. Dernach hat he seine Ruh und Du auch mitsamt Deinen Schaf.“

Talwärts, wo die Straße aus dem Buchenforst trat und in sanftem Geröll abwärts führte, blickte es auf. Der Hannpeter hob sich auf die Behen. Wahrhaftig, ein Soldat! In seinem blanken Helm spiegelte sich die Sonne. Das war kein anderer wie der Maß.

„Alleweil kimmt er!“ rief der Freierrmann und sprang flink wie ein Füllen die Höhe herab.

„Tu sacht,“ sprach er drunten angelangt bei sich, „der Maß muß ja denken, Du seist net recht geseheit.“

Nun „latschte“ er wie ein rechter Bummler. Für die ihn umgebende Sommertagpracht bezeigte er nicht das geringste Interesse, wohl aber musterte er mit kritischen Blicken zu beiden Seiten die Acker, die teils mit Hafer und Gerste, teils mit Kartoffeln bestanden waren.

Eine Weile mochte er so gegangen sein, als ihm Gesang entgegenschallte:

„Unser Hauptmann, der ist gut,
Wenn man seinen Willen tut,
Aber hat man was verbrochen,
Wird man gleich ins Loch gestochen.“

Um die Mandlerecke bog ein strammer Soldat in der Uniform der hessischen Infanteristen, der echte Vogelsberger, hoch aufgeschossen, mit nervigem Gliederbau. Die charakteristischen blauen Augen waren von einer breiten Stirn überwölbt. Ein eigentümlicher Zug um den Mund herum ließ auf Härte und Starrsinn schließen. Sobald der Vaterlandsverteidiger des Hannpeters ansichtig geworden war, brach er jäh sein Singen ab und rief: „Ei der Taufsig, Petter! Wie kommt Ihr dann da her?“

Der Hannpeter, der noch ein paar „Klaster“ von dem Ankömmling entfernt war, rief zurück: „Ich wollt Dir ein wink entgegengehen.“

Gleich darauf standen sie einander gegenüber und begrüßten sich mit Händedruck.

„'s is warm hau, Maß.“

„Ja, mächtig.“

„Wie tut's dann, Soldat?“

„'s tut so.“

„Das is recht.“

„Was machen dann meine Leut daheim?“

„'s geht'n gut.“

Der Maß, der seinen Petter als leidenschaftlichen Raucher kannte, bot ihm eine Zigarre an, die dankbar angenommen und sofort in Brand gesetzt wurde.

Selbender schritten sie dem Dorf zu.

Natürlich erzählte der Maß zunächst von seinem Soldatenleben. Er hatte noch fünfundsiebzig Tage zu dienen. Seine Kompanie, die zweite im Regiment, war beim Oberst besonders gut angeschrieben. Es ging auch alles wie am Schnürchen. Der Hauptmann war kein „unrechter“ Mann. Der Leutnant hatte immer ein paar „Kreuzmillionendonnerwetter“ bei der Hand. Die taten nicht weh. Der Feldwebel war ein Krüpenbissler, hauptsächlich wenn er sich mit seiner Frau gezannt hatte. Im übrigen durfte er, der Maß, sich nicht beschweren. Beim Militär hieß es: das Maul gehalten. Wer diese goldene Regel befolgte, dem konnte nichts passieren.

„Wie is es dann mit der Schakerei, Soldat?“ tippte der Hannpeter vorsichtig an und lächelte schalkhaft, um seine Frage so harmlos wie möglich erscheinen zu lassen.

„Dadrüber kann ich Euch nig sagen,“ antwortete der Vaterlandsverteidiger unbefangen. „Ich sein nicht gellüstrig auf die Mäderchen. Und, is vielleicht ganz gut so. Alleweil liegen wieder drei Mann aus unserer Kompanie im Lazarett. Das kommt debon.“

Der Hannpeter nickte befriedigt. Der Maß hatte also keine Liebchaft angefangen. Das paßte vortrefflich. Geschickt lenkte er das Gespräch auf die Verhältnisse im Elternhaus seines Schüglings, die diesem in längerer Abwesenheit ziemlich fremd geworden waren. Wenn man den Hannpeter reden hörte, mußte man glauben, die Allendörfers hätten keinen aufrichtigeren, uneigennützigeren Freund als ihn. Ueber den Karges, sagte er, die Stirn in Falten ziehend, mache er sich schwere Gedanken. Der opfere sich für andere Leute auf und bedenke seinen Vorteil zulezt. Daß ihn der Moriz Edelschild in den Kluppen habe, sei ein öffentliches Geheimnis. Auf die Länge tue das kein gut. Ehe er die Augen ausgepukt habe, ziehe ihm der Jud die Gurgel zu. Dann möge ihm der liebe Gott gnädig sein.

„'s es dann wirklich so schlimm?“ fragte der Maß erblassend.

„Ja, 's is schlimm,“ versicherte der Petter. „Und wann ich auch sonst bei keinem kein Visswörtchen darüber schwäg, bei Dir kann ich doch das Maul aufstun.“

„Da vergehn einem die Festtagspuben,“ sagte der Maß. „Mein Vater mit seinem Starrekopf frißt alles in sich enein und spricht sich net offen aus. Et frag ich Euch, Petter, was soll ich eigentlich deheim? 's is de Vest, ich mach gleich wieder kehrt.“

„Dann wärst Du, weiß Gott, den Taufbaben net wert,“ ranzte ihn der Hannpeter an. „Wann einer Deinem Vater aus der Bredullje helfen kann, seist Du's.“

Der Maß lachte bitter.

„Ich?“

„Ja wohl.“

„Et möcht ich doch wissen, wie?“

„Da gibt's nur ein Rezept: Du bringst ein reich Mensch ebei und übernimmst Deinem Vater sein Hof.“

„Das wär zu überlegen,“ nahm der Maß den Gedanken auf, „aber wo is dann gleich ein reich Mädchen für mich parat?“

Nun hielt der Hannpeter den Moment für gekommen, mit dem Heiratsprojekt herauszurücken. Dies tat er mit all der Zungengeläufigkeit, die ihm zu Gebote stand, ohne indessen zu verschweigen, welche Hindernisse sich der Verwirklichung des Plans entgegenstellten.

Dem Maß war die Mariann schon recht. Zwar kannte er sie nur oberflächlich, weil sie nicht zu seiner Spinnstuben-gesellschaft gehörte. In diesem Augenblick war für ihn maßgebend, daß sie die nötigen Bagen hatte, denn nicht um den Vogel galt's ihm, sondern um das Nest. Den Fried, den Geißbock, auszufuchen, meinte er, traue er sich wohl zu, allein den Dozheimerberz herumzukriegen, der mit seinem Vater uneins sei, das werde eine Pferdearbeit kosten.

„Se hat erst kürzlich durch mich erfahren, wie viel Ihr 's mit seiner Mariann und dem Kalmud seinem Fried,“ sagte der Hannpeter. „Und hat Gift und Gall gespeuzt. 's sollt mich wundern, wann Du aus dem Schachwerk kein Kapital schlagen könntst. Der Verz hält auf Familie. Worn auf dem Fest mußt Du Dich an das Mädchen machen. Zweierlei Luch ist auch was wert. Und ein Kerl wie Du, Donnerwetter! Ich sein ganz ruhig. Wann das Glied Dir pfeist, wirst Du schon tanzen.“

Unterdessen waren sie in die Nähe des Dorfes gelangt. Dieser und jener redete den schmutzen Soldaten an. Da an ein vertrauliches Wort nicht mehr zu denken war, schlug der Hannpeter einen Seitenweg ein, der ihn nach seiner Behausung führte. Abends auf dem Festplatz wollte man sich wieder treffen.

Noch ein anderer Gast hatte sich bereits einen Tag vor dem Kriegerfest im Dorf eingestellt: der Kalmud. Er hatte eben eine vierwöchige Gefängnisstrafe verbüßt und befand sich im Gefühl der wiedergewonnenen Freiheit in der rosigen Laune. Auf dem Kirchenplatz zählte er triumphierend der um ihn versammelten Jugend die Honoratoren in der Kreisstadt auf.

)) Geht als Geist um

die ihn, den völlig Abgerissenen, mit Kleidungsstücken versehen hatten: Den Steuereintreiber, den Rentmeister, den Rektor, einen Weinhändler und Schnapsfabrikanten, sie alle nannte er seine guten Freunde, denen er im Gegensatz zu dem von ihm verachteten allgemeinen „Paß“ den Ehrentitel „honorige Leute“ verlieh.

Die Kinder um ihn her, die seine von fürchterlichen Grimassen begleiteten Herzensergießungen nur teilweise verstanden, klatschten in die Hände und tanzten vor Freude.

Ein fedes Bürschchen rief ihm zu: „Nach emal das Turko-Abel!“

Sogleich setzte er sich in Postur und deklamierte:

Der Turko stammt aus Afrika,
Vom wilden Land Algeria.

Behutsam muß man vor ihm sein,
Er beißt und kratzt schon, wenn er klein.

Die Christenmenschen fürchten ihn,
Denn Bosheit steckt ihm früh im Sinn.

Dumm bleibt der Turko wie das Vieh —

Hier brach er ab und schrie: „Schert Euch zum Teibel, Ihr Kanakken, ich will auch einmal meinen Schabbes*) haben.“

Ein tolles Gejole antwortete ihm.

„Alleweil hat's geschellt!“ brüllte er und schwang drohend seinen Knotenstock.

Im Nu stob die Rote auseinander. Gemächlich schritt er über den Kirchenplatz die Lindengasse entlang. Dort stand an der Torfahrt seines Gehöfts der Zacharias Allendorfer und schaute nach seinem Sohn aus, der, wie er schätzte, jede Minute eintreffen mußte.

Der Kalmuck machte einen Knicks.

„Gu'n Tag, Zacharias Allendorfer, geboren im Jahre des Heils 1849, verheiratet mit Anna Elisabeth Baum, gebürtig aus Gerchenhain, Tochter des pleite gegangenen —“

„Seit wann bist Du dann wieder im Land?“ fiel ihm der Karges ins Wort.

Der Kalmuck verbeugte sich noch einmal.

„Soeben eingetroffen, Euer Gnaden! Freiheit acht über Silber und Gold.“

„Gelle, sie hatten Dich eingespinnen?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, akkurat vier Wochen.“

„S ist nur gut, daß Du nix verläumt hast.“

„Meinst Du? Für Dich besorgen Deine Ochsen die Kopfarbeit. Ich hab keinen Stellvertreter.“

Der Karges lachte.

„Eg hab ich mein Teil.“

„Spaß beiseit, Zacharias Allendorfer, ist will Dir einmal erzählen, weswegen ich geknast worden bin.“

„No?“

„Es gibt drei Recht: Recht und Unrecht, und wie ich's mach, ist's auch recht. Aber 's glaubt mir's keiner. Ich steh auf dem Marktplatz in der Stadt und sprech mit allerlei Volk: was, sag ich, ihr wollt eine neue Kirche bauen? Die alte hatt's wahrhaftig auch noch getan. Holt doch erst einmal die armen Leut in der Hundsgass' und am Stadtgraben aus ihren Spelunken heraus und macht, daß die menschenwürdige Wohnungen kriegen. Da könnt ihr euch einen Platz im Himmel verdienen. Ihr lacht? Ein Gewitter soll euch verschmeißen! Steckt eure Nase nur einmal in die Krachenburg. Da hochden als zehn in einer Stub und werden vom Ungeziefer aufgefressen. Wissen die Herren Stadträte das nicht? Wie ich so diskurrier, hast Du nicht gesehen, ist ein Gendarm bei der Hand. Der tollert: „Sie, lassen Sie Ihre faulen Redensarten, sonst werd ich Ihnen das Handwerk legen.“ „Herr,“ sag ich, „ich mache keine faulen Redensarten. Ich predige die christliche Nächstenliebe.“ Das ging dem Diener der Gerechtigkeit nicht in den Kopf. Ein Wort gab das andere, und der Skandal war fertig. Ddraufhin hab ich wegen Beamtenbeleidigung vier Wochen Loch gekriegt. Und das nennt die Welt Gerechtigkeit!“

Der Karges ließ unentschieden, ob er die Partei der Staatsgewalt oder die des Verurteilten ergriff und sagte bloß: „Ja, das is emal so.“

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Hesse.

Hermann Hesses erster Roman war ein großer Erfolg. Publikum und Kritik waren sich eins. Man durfte annehmen, nicht die Mode habe recht, sondern eine gute Einsicht, ein sicherer Geschmack und ein klares Urteil. Man durfte denken, hier dürfe man ausnahmsweise einmal auf das Werk vertrauen. Da war aber das Publikum. Nun wirds schon jahrzehntelang mit Familienblattfutter gefüttert, wie sollte es auf einmal zur Kunst erzogen sein, zur Erkenntnis des Wahren, Guten, Schönen — den heiligen Dreieinheiten, die es bei jeder Gelegenheit im Munde fährt und für die ihm, immer noch, die Marit der höchste Begriff und Inbegriff ist. Machen wir uns doch nichts vor — so modern sich das Publikum gebärden möge, es ist immer noch ganz und gar unmodern. Es steht in der modernen Kunst eine Sensation. Es ist kein erzogenes und durchgebildetes künstlerisches Genußbedürfnis, daß es sie liebt, es ist nur eine mehr oder weniger krankhafte Sucht, eine Neugierde, eine Lusternheit. Erst kommt die Mode. Dann kommt die Aktualität, dann kommt das Fremde — und ganz zuletzt erst kommt die lebendige Beziehung einer eigenen seelischen Verfassung, einer Unbefriedigkeit, einer Sehnsucht, eines Vermisses mit dem künstlerischen und tatsächlichen Gehalt des Kunstwertes. Nicht zuletzt aber ist zu rechnen mit den Gegensätzen. Die Gegensätze berühren einander. Das ist ein Reiz. Unter tätiges Leben mit seinen steten Spannungen, mit seinen Anstrengungen und Kämpfen, es läßt sich in den Formalismus des Hugo von Hofmannsthal führen und glaubt den Lebensgehalt seiner Zeit in geschickten, bildungsgefälligen Spielereien erfüllt. Und wenn die Unnatürlichkeit eine Ueberfüllung herbeiführt, gleich wie wenn man Menus nur aus Konditorwaren zusammengestellt und mit Kinderumverstand heruntergeessen hätte, dann wird wieder der Gegensatz des Natürlichen wirksam. Dann kommt das Verlangen nach einer gesünderen, einfacheren Kost: die Finessen sind jedesmal eine Sackgasse — man muß sie zurückgehen, um wieder freien Weg zu haben.

Und so kam Peter Camenzind^{*)}. Peter Camenzind erzählte uns sein Leben. Schlicht, natürlich, herzlich. Mit einer gewissen Ungeuertheit, frei von der Leber weg. Ansehend ohne besondere Absicht. Einfach ein Leben. Und ein rechtes Leben trägt seinen Sinn von selbst in sich.

Der Peter Camenzind war ausgezogen aus seinem Dorfe Rimikon, um was Rechtes und Hohes in der Welt zu werden. Bücher und Schulen sollten ihm dazu verhelfen. Städte und Länder, Menschen und Leben. Und wozu verhasen sie ihm? Er wurde ein Rimikoner. Sie verhasen ihm zu sich selbst. Nachdem er sich durch die Vitterleiten und Enttäuschungen des Lebens draußen hindurchgequält und hindurchgebissen hatte, kehrte er in sein Dorf zurück — zu seinem roten Waadiländer und zu seinem Häuschen, dessen Dach er ausfluchte. Es ist ein so resultatloses Leben nach außen mit so vollen Resultaten nach innen. Und es ist so viel Leben, so viel Genuß und Freizeit, Einfachheit und Ehrlichkeit, Natürlichkeit und Natur. Wie ist die Natur an einzelnen Stellen mit einer Liebe, mit Hingebung, mit unberührter Eigenart geschildert! Und das gute, feste Trinken. Der rote Waadiländer! Und das richtige und ordentliche Trunkensein, das die eigene Kraft und den eigenen Wert nur stärker fühlen läßt und einem Menschen zu seinem Besten und Stärksten verhilft. Man hatte seine Freude dran: das war fest hingelagt, da war die Mauer der Konvention ganz einfach ungerissen. Dann war die blonde Agi, war der erkrankene Jugendfreund, war der arme krumme Poppi: Je nun, da haperts aber ein wenig. Hier, bei dem armen Krümmen, dessen Liebe und Freundschaft der Camenzind sich gewann, da versagte der Dichter ein wenig. Da hatte er so was wie einen Aufwand nötig. Da bemühte er sich. Da war es nicht ganz so echt. Es gütete die Absicht durch. Es war ein wenig Made da, ein wenig — Spekulation auf Sentimentalität. Am apertesten, am exponiertesten Teil des Buches. Eine momentane Ueberzeugung, aber keine dauernde Nachwirkung. Aber was tat's, der Camenzind selbst war schließlich die Hauptsache, ein gefester, geprüfter Mensch, ein geistiger Mann, ein ganzer Kerl. Kein — ein ganzer Kerl noch nicht. Das war so ein zweiter Punkt. Der Roman war nach der Seite der Ganzheit das, was man „kein Buch“ nennt. Es blieb ein unfertiger Rest. Man wußte nicht wie und wo, aber der Rest war da. Doch, was tat's. Hier hatte einer sein Leben erzählt, hatte weggeschickt über das, was ihm unwichtig schien, oder was er sich selbst nicht gern in die Erinnerung zurückrief, hatte stärker und eindringlicher betont, was ihm lieb war, daran er seine Freude hatte, was ihm wert erschien, und das hatte er unterstrichen ganz in der Art der Leute, die sich Natürlichkeit gewahrt und sich gegen die stubenverhochte Verbildung zu wehren und zu wahren gewußt hatten. Man gab sich drein — das war der Camenzind. Man nahm ihn wie er war. Er hatte gegeben, was er hatte. Mehr zu geben war er nicht schelm genug, und das erhöhte nur den Reiz, den Reiz der Echtheit. Ja, der Rimikoner erschien ganz und gar echt.

Und dann kam das Publikum — und nahm den hiberben Schweizer — der dabei nicht ganz ohne Schwabenvernonnenheit war — in seine Arme und hätschelte und tätschelte ihn. Und er wurde sein Liebling. Ein Liebling dieses Publikums dieser Lustigkeit. War's, weil Bildungswerte in ihm staken? War's

*) Sabbat.

*) Bei S. Fischer, Berlin.

wirklich, weil er ganz und gar ein Mensch war, und weil unsere Zeit wieder den Menschen sucht? Ach nein, ich glaub's nicht. Die Gegenstände berührten sich. Es war der Sport der Annatur, die Natürlichkeit zu begehren. Ich habe den „Peter Camenzind“ im Auslande gelesen, in dem von ihm verachteten Paris, als der Frühling in den Park Monceau einzog. Es verbindet sich mir von der Schönheit dieses Parkes etwas mit dem Camenzind. Und etwas von dem Streben nach Schönheit, nach der Natur, mit der Kultur, die sich auch in dem Park halb verbergen, halb überwinden wollte — und sich doch so ganz und gar betätigte. Ich maß den Camenzind nicht selten an der momentanen Umgebung, in der er mir begegnete. Ich fand ihn nicht so unbedingt neu und eigenartig. Gottfried Keller ging ihm immer nach. Und Gottfried Keller war so viel größer als der Hermann Hesse, und der Schatten des Züricher Meisters fiel immer auf den Nimitzoner. Die Bäume des Parkes rauschten. Aber sollt ich darum den Camenzind nicht lieb haben? Ist das Größte nur dazu da, das weniger Große zu erdrücken? Nein, ich hatt' ihn lieb, ich begrüßte ihn, wie man einen guten Deutschen begrüßt, besonders im Auslande — und ein guter Deutscher war er — und da sprach ich meinen süddeutschen Dialekt mit ihm so fest und ungeniert, als er mir nur von der Junge gehen wollte. Ich verstand, daß er etwas in sich trug, das Mädchen und Worten so selten eignet: das Zündende des Herzens, das Wärme der Herzlichkeit, das Notwendige des Erlebens und — das Unmittelbare der Aussprache, obgleich Gottfried Keller seinen Kopf hier hob und mit seinen weinfehligen Augen hinter der Ratschreiberbrille zwinkerte.

Den Kummel in Deutschland verstand ich nicht. Freude hätte ich so gut verstanden. Aber Geschrei macht irrt und setzt einen Künstler in ein falsches Licht.

Da hangte ich um das zweite Werk. Einmal: der Unmittelbarkeit und des Erlebens des ersten wegen und dann wegen der Ärmere. Und „Unter dem Rad“^{*)} kam. Ist das nun die Erfüllung des Restlichen, was der Camenzind uns ließ? Schriftstellerisch sage ich unbedingt ja. Ist das Werk also vollkommener als das erste? Schriftstellerisch sage ich ja. Aber dichterisch beide Male nein. Ist Hermann Hesse ein anderer? Nein, er ist derselbe. Er hat sogar Fortschritte gemacht. Er hat sich vervollkommenet. Man darf nicht ungerecht sein. Das Werk ist nicht vor dem anderen entstanden. Und wäre es das, so ist's gewiß nach dem anderen durchgearbeitet worden. Aber es steht in seinem Schatten — und es ist ein Schatten vom Camenzind. Hat es mehr tote Stellen und Längen? Vielleicht nicht. Ist es geringer in der Komposition? Außer einem Einschnitt, wo das Fiehende verweilt — nach der Heimkehr des Jungen aus dem Seminar — um dann wieder neu einzusetzen und in Bewegung zu geraten, hat es einen guten und dauernden Fluß, dem man gerne folgt, der einen freundlich weiterträgt. Was ihm fehlt, ist das Notwendige, ist das Herzliche und Herzhafte, ist das Unbedingte des Erlebnisses, das Zündende des Erlebens. Das Problem gukt durch. Ich vermute, auch hier ist viel Autobiographisches darin, ich mein' es an einigen Stellen, zum Beispiel in Geschehnissen des Seminarlebens, in einzelnen Figuren, zum Beispiel in Heilner, deutlich zu spüren, aber das Problem ist stärker. Es ist stärker gezeigt, es ist manchmal direkt zum Aushängebild gemacht. Der Knabe Hans Giebenrath gerät unter's Rad des Lernens, der Ueberanstrengung und Ueberfütterung, der Schulmeistertramei und des Schullehrerunverständnisses für die Kinderseele und Menschenphäse. Der Schullehrer arbeitet nur nach seinem Leisten und drückt nur auf das tote Wissen hin, auf die geheiligte Examensfigurfertigkeit. Er macht Automaten und vergißt den lebendigen Menschen. Der Staat braucht Diener und die Kirche Pastoren, die nichts anderes tun, als die Schafsnase in die Krippe zu stecken und sich da satt zu füttern. Lauter eille Gottesherrlichkeit, Einseitigkeit, Laaienhaftigkeit. Hans Giebenrath wird auf diese Art zu Maulbronn mit Rucht und Lehre zugrunde gerichtet. Sein Geist bricht zusammen. Er sinkt erst vom Primus herab, dann verblödet er. Und zu Hause — nun ist er, der der Stolz des Städtchens war, seine Schande — zu Hause, wo ihn die Liebe in der erwachenden Sinnlichkeit mit ihrem schmalen Flügel berührt, soll er Rechanifer werden — der ehemalige Primus der Lateinschule. Nun — notwendigerweise nimmt ihn nicht das Leben mit, sondern, halb unbewußt, geht er in der Betrunktheit in den Fluß, an dem er seine glücklichsten Stunden verlebte, wenn er fischen konnte. Ah, wie fein ist das früher geschildert worden, wie matt und zufällig klingt das nun aus. Aber wir müssen gerecht sein: kein schlechtes Buch. Nur kein bedeutendes Buch. Keine Erfüllung, auf die höhergepaunte Erwartungen gingen.

Aber muß es schon eine Erfüllung sein? Haben wir nicht Zeit, dem Dichter Zeit zu lassen, sich zu entwickeln? Er muß sich noch entwickeln. Er hat bis jetzt nur bewiesen, daß er erzählen kann, so gut erzählen, daß er mittelbar gestaltete — er muß noch beweisen, daß er gestalten kann, unmittelbar. Das Leben hat ihm geholfen bis jetzt — er wird das Leben meistern müssen — auch wenn „der Lenz nicht mehr für ihn singt“. Aber das gibt kein Recht, ihn entgelten zu lassen, was wir gefehlt. Ueber ihn abzuschließen und abzurteilen. Seine Entwicklung hat ein Recht, das geduldige Zuzwarten von uns zu fordern. Schlagen wir ihm nicht die Türen zu, die er sich kaum erst aufgetan. Unsere Voreiligkeit und Verbosität

zählt nur von heute auf morgen — die Mode nur von Saison zu Saison — ein Dichterschaffen aber umfaßt längere Epochen und geht ruhigeren Gang als sich die Bananen und Nobegigerl träumen lassen. Aber ein edler Dichter schafft nicht für sie — sondern für sich und für — die anderen. —

Wilhelm Holzner.

Kleines feuilleton.

k. Das Theater als Schlaffaal. In seinem „Journal d'un Vaudebilliste“ erzählt Ernest Blum vom Odeon-Theater, das heute so wie alle anderen Pariser Bühnen gute Geschäfte macht und wirkungsvolle Zugstücke aufführt, das aber früher unter allen Theatern der französischen Hauptstadt verfallen war und mit Vorliebe zum Schauplatz schlechter Späße und Illusionen gemacht wurde. Die Witzbolde und Späzmaker, die damals in so reichem Maße das Lachen der Bürger erregten, hielten es geradezu für guten Ton, fast alltäglich im Odeon etwas aufzustellen. Einer von ihnen, der wohlbekannte Romieu, ging eines Tages zu einem vielbeschäftigten Notar und gab ihm seine Absicht kund, sein Testament zu machen, da er sich auf eine lange Reise zu begeben gedente. Er gab genau seinen Besitzstand an, verfügte über mehrere Legate, setzte einige Klauseln hinzu, und der Notar schrieb alles eifrig auf. Als man fertig war, fragte der Anwalt: „Darf ich fragen, ohne indiskret zu sein, in welches ferne Land Sie reisen?“ „Ich gehe heute abend ins Odeon“, antwortete Romieu, und wirklich, er begab sich dahin! In einer Droschke kam er an, auf die zwei große Koffer und ein Bettfaß aufgepackt waren. Der Kassierer war sehr erstaunt, als Romieu mit all seinem Gepäck ins Theater hineinwollte. „Aber Sie können doch mit den Koffern nicht ins Parkett gehen?“ „Glauben Sie?“ „Aber gewiß.“ „Ich kann sie ja in der Garderobe abgeben.“ Die Garderobefrau nahm die Koffer in Verwahrung, aber den Bettfaß durfte er mit hineinnehmen, nur mußte er versprechen, ihn zwischen seinen Beinen zu verstecken. Eine gähnende Leere herrschte im Zuschauerraum; man gab eine Tragödie von Voltaire. Romieu machte sich's auf seinem Platze bequem und hörte zunächst ein paar Szenen aufmerksam an, den Saal zwischen den Beinen versteckend. Dann aber öffnete er ihn plötzlich, langte eine große Nachtmütze daraus hervor, die er sich aufsetzte, nahm dann eine Bettdecke heraus, hüllte sich in sie ein, und die Beine weit von sich streckend, sank er süß in Morpheus' weiche Arme. Die anderen Zuschauer interessierten sich natürlich mehr für dieses Schauspiel im Schauspiel als für Voltaires Alexandriner. Aus dem dunklen Raum reckten sich hier und da vereinzelt Köpfe, und als bald darauf von Romieus Platz her ein dunkles Geräusch drang wie ein Konzert von vielen Baggeigen, da wurden auch die Schauspieler unruhig, guckten herunter und hielten im Spielen inne. Eine der Garderobefrauen, die zufällig nicht schlief, — denn das ganze Theater war eigentlich nur ein zweiter Schlaffaal — glaubte einschreiten zu müssen. Sie weckte Romieu, der mit großem Gepolter aufsprang und wütend schrie: „Was? Geht die Post schon ab? Ist's schon fünf Uhr?“ Die Garderobefrau suchte ihn zu beruhigen, aber Romieu rief: „Sehen Sie sich doch; Sie hindern ja die Leute hinter Ihnen am Zusehen. Machen Sie doch im Theater keinen Skandal!“ Die Garderobefrau setzte sich fassungslos, aber während sie ihm weiter Wortworte über sein Benehmen machte, war Romieu, an ihre Schulter gelehnt, schon wieder sanft eingeschlafen und schnarchte wieder fortsetzbar. Schließlich mußte ihn die Polizeiwache hinausbesorgen, aber er verlangte immerfort noch sein Geld zurück, da er sonst nichts bei sich habe, und die Direktion ihn zum mindesten für den Verlust seiner schönen Schlafgelegenheit entschädigen müsse. —

— Das Leuchten der Hühner Eier und Kartoffeln. Die bisherigen Angaben über das Leuchten von Hühner Eiern und Kartoffeln klingen ziemlich dunkel, jedenfalls war über die Ursache dieser Erscheinung sowie über die Umstände, unter denen das Leuchten auftritt, so gut wie gar nichts bekannt gewesen. Hans Moleschott in Prag, der sich besonders mit der Frage des Leuchtenswerdens der sogenannten Sooleier eingehend befaßte (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien, mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Bd. 114, S. 1, 1905), kommt zu dem Ergebnis, daß die Hühner Eier für sich nicht leuchtend werden können; erst wenn sie durch Verührung mit Fleisch oder Seefisch in der Küche mit den Leuchtbakterien des Schlachtviehfleisches, dem Bacterium phosphoreum, in Verührung kommen, tritt die Erscheinung auf. Was in der Küche unabsichtlich geschieht, läßt sich mit einem hohen Grade von Sicherheit, d. h. fast mit jedem Ei oder mindestens mit einem hohen Prozentsatz erreichen, wofür man das Ei nur für ganz kurze Zeit mit kaullichem Rindfleisch in Verührung bringt. Man verfahre zu diesem Zwecke auf folgende Weise. Die Eier werden etwa 8 Minuten lang gekocht und nach dem Abkühlen ihre Schale durch Aufploppen zerbrochen, aber nicht abgenommen; nun wird das Ei einmal über ein handgroßes, flaches Stück Rindfleisch gerollt und hierdurch mit der auf dem Fleische fast regelmäßig vorkommenden Leuchtbakterie des Fleisches infiziert. Schließlich wird das Ei in ein Gefäß mit Prozentiger Kochsalzlösung so hineingelegt, daß es nur ganz wenig aus der Flüssigkeit hervorragt; bei gewöhnlicher Temperatur treten nach ein bis drei Tagen an den

*) Bei E. Fischer, Berlin.

gerschlagenen Stellen der Schale Lichtflecke auf, und auch die Flüssigkeit beginnt, besonders in der Umgebung des Eies, zu leuchten. Das Licht geht hauptsächlich von der weissen, die Innenseite der Schale auskleidenden Haut, sowie von der Oberfläche des Weissen des Eies aus und kann bis zum vierten Tage recht stark werden, um dann wieder abzunehmen.

Auch von gekochten Kartoffeln wird angegeben, daß sie mitunter leuchten sollen. Der Verfasser konnte zeigen, daß die Lichtentwicklung auch in diesem Falle auf eine Infektion mit Leuchtbakterien zurückzuführen ist, und daß man dieselbe mit Sicherheit ebenfalls erzielen kann, wenn man gekochte Kartoffeln mit Rindfleisch in Berührung bringt und hierauf in eine 3prozentige Salzlösung einlegt. — („Prometheus“.)

Theater.

Trianontheater. „Loulou“. Schwank in drei Akten von Maurice Soulié und Henri de Gorsse. — Nach den vielen langweiligen, mühsam zurecht gezimmerten Schwänken waren die von Soulié und Gorsse erjannenen halsbrecherischen Automobilistenabenteuer der Madame Simone eine amüsante Ueberraschung. Die Tollheiten sind so geschickt gehäuft, daß zur Bestimmung und damit zum Verger kaum die Zeit bleibt. Besagte Dame trifft auf einer Autofahrt mit dem Liebhaber im Gasthof ihre Jugendfreundin, die, um der Vormundschaft einer Provinzialtante zu entfliehen und in Paris als Chansonette auftreten zu dürfen, sich gerade mit einem unbekanntem durch Zeitungsannoncen für diese Strohmännchenrollen erworbenen Herrn standesamtlich trauen lassen will. Der Clou des Schwanks ist, daß, als der eifersüchtige Gatte Simone's, der von der Tour inzwischen Wind bekommen hat, erscheint und argwöhnig alle Ausgänge bewacht, Simone an Stelle Loulous dicht verschleiert dem Bräutigam zugeführt wird, auf dem Standesamt für Loulou unterschreibt und dann zum großen Gaudium ihres ahnungslosen Gemahls auf dem Benzingefährt dem eben angetrauten davon faust. So gelingt es den Autoren, die Heldin mit zwei Ehemännern, den Liebhaber ungerade, auszustatten. Der Neue, ein Viconte von unerklärlicher Dreifügigkeit, rachschnaubend und zugleich verliebt in das geheimnisvolle Wesen, kommt auf Simone's Spur, erkennt sie wieder und erklärt, er werde sich in ihrem Hause als Gatte niederlassen. Diese dankbare Situation der Doppelhekonkurrenz wird gründlich nach allen Regeln der Possentwirrwarrkunst ausgebeutet, bis endlich Loulou, ihrerseits verliebt, den Grafen aufklärt und ihn, im Bewußtsein edler Seelengemeinschaft, durch ihre ungenierten Chansonettenkünste im Sturm erobert.

Es wurde viel gelacht und geklatscht. Elise v. Rittersheim und Junkermann zeigten in den beiden Hauptrollen Simone's und des Viconte besondere Verbe. — dt.

Kunst.

e. s. Die Courbet-Ausstellung bei Cassirer ist in diesem Jahre die Ueberraschung, die der Salon seinen Besuchern jährlich einmal bietet. Es konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf diesen französischen Maler, der von 1819 bis 1877 lebte.

Ein paar Angaben, die das Leben skizzieren sollen. Er war Revolutionär. Man schickte ihn in den Tagen der Kommune zum Verwalter der Kunstdenkmäler ein. Er ließ die Vendôme'ssäule, die ihm nicht zusagte, niederreißen. Dafür mußte er dann späterhin das Land verlassen. Es wurde ihm eine hohe Straffumme auferlegt, die er durch den Verkauf seiner Arbeiten, die er fieberhaft schnell herstellte, aufbrachte.

So leidenschaftlich sein Leben, so leidenschaftlich seine Kunst. Es ist ein düsteres Pathos in seinen dunklen Farben. In einer Zeit, in der die Maler der Gesellschaft in historischen und allegorischen Kostümgeschichten schwelgten, wurde er ein resoluter, rücksichtsloser Schilderer des realen Lebens, malte er Steinklopfer, Arbeiter, und entsetzte das Publikum durch die Kühnheit seiner Darstellung, die fast etwas Gewalttames, Verbissenes an sich hat. Aber dies allein hätte ihm nicht viel genützt, wäre er nicht in hervorragendem Maße das gewesen, was den Ausschlag gibt: ein Maler. Er sah alles nur farbig, als ein Spiel von Licht und Schatten. Das ist die nachdrückliche Wucht seiner Erscheinung, daß in ihm die malerische Note wieder rücksichtslos zum Ausdruck kommt.

Sein Stoffgebiet ist eigentlich ohne Begrenzung. Er lapriziert sich nicht auf ein Sonderthema. Dies ist ein Zeichen, daß bei ihm jedes flüchtige Interesse unterging in dem Größeren der malerischen, farbigen Anschauung, die für ihn allein entschied. Er malte Arbeiter, Stillleben, Akte, Damentoilletten, Landschaften. Ueberall ist es irgend eine farbige Erscheinung, die ihn reizt. Seine schwärzlich-braune Manier, die ihm von früher übernommen, hellt er auf durch tiefe, glühende Lokalfarben und weiß dem Ganzen eine vornehme Harmonie zu geben. Ein warmes Glühen ist der Grundton seiner Werke. Und in allem sieht man die gründliche Genauigkeit. Wie prachtvoll groß sind seine bräunlich tiefgetonten Steinbrüche. Wie tief leuchten die moosüberwachsenen Felsbänke. Wie leidenschaftlich wölbt sich die große Woge — ein Motiv, das er häufiger benutzt — und nimmt den halben Raum des Bildes ein, darüber ein düsterer Himmel, an dem Wolken einen Kampf von Licht und Farben aufzuführen, tiefgrünlich das Wasser. Dann wieder studiert er die Färbung des Fleisches im Freien. Tief im Grünen ein Akt, im schwarzen

Haar eine viole'trote Nase, die Hauptfarbe bräunlich. Weiß zugleich und doch fest ist der Strich. Dann die Steinklopfer, die in glühender Sonne am Wege arbeiten, gebeugt, und im Ganzen nur wie ein Teil wirkend. In einem Seebild, auf dem die Sonne über dem Wasser leuchtet, geht er Lichtproblemen nach. Er malt männliche Porträts von fabelhafter Prägnanz des farbigen Ausdrudes, große, breite Gegenstände, aus denen sich monumental der Kopf und der Oberkörper aufbauen. Aus schwärzlichem Grunde leuchten tiefglühend bunte Früchte. Und in einem großen Strauß herrlich blühender Feldblumen malt er die stummernde Schönheit der Natur. In mehreren Frauenköpfen mischt sich noch ein wenig Kokostimmung mit ein, und es gelingt ihm, zartfarbige Stimmungen aus Kleid, Gesicht und Hut zusammenzufügen, die man nicht bei ihm erwartet. Ebenso überraschen die kleinen Landschaften, in denen er die feinsten Reize träumerischen Frühlings — ein Haus am Bach, die Bäume hellgrün — gibt. So leicht ist er da, daß man über die Wandlung erstaunt. Die einzelnen Motive dieser Bilder wurden mit Absicht einzeln erwähnt, denn man ersieht daraus, wie wichtig die Stellung dieses Künstlers in der Kunstgeschichte ist. Er hat noch ganz den alten, schwärzlichen Galerieton, aber er hat darin alle Feinheiten malerischen Vermögens. Man sieht, es kommt nicht darauf an, einer Theorie zu folgen und eine Malermethode als alleinigmachend zu empfehlen, sondern das Können entscheidet, und darin ist Courbet Meister. Man braucht nur in die vorderen Säle zu gehen, da hängen von Hübner in Manet-Manier gemalte Bilder; sie sind so leer, so kalt, so unkünstlerisch, daß man sich entsetzt. Das ist Routine, mit dem Verstand nachgeahmte Methode, hier ist, bei Courbet, das echte, absolute Können.

Courbet's Stoffgebiet und Maltenzenzen wurden späterhin noch ausgebaut. Er ist der Vater der modernen französischen Malerei. Er selbst hat Anklänge an Millet und Corot, der neben ihm vornehm wirkt. Von ihm aus gehen die Einzelwege zu dem anderen Schaffen, zu der Freikichtmalerei, dem Impressionismus. Besonders Manet, Monet, Renoir, Cezanne verdanken ihm viel. Man sieht ihre jeweils besondere Art hier vorgebildet. Ja, selbst die neueste Phase, die phantastische Richtung der Primitiven ahnt man in einigen kleinen landschaftlichen Bildchen schon, in denen im Grünen graue Reife sich zeigen. Liebermann entnahm von ihm Anregungen. Leibl und Trübner lernten von ihm. So konzentriert sich in dem Werk Courbet's die immer reifer und mannigfaltiger sich entfaltende Malerei des neunzehnten Jahrhunderts. —

Notizen.

— Soeben ist erschienen: Otto Erich Hartleben: Tagebuch. Fragment eines Lebens. Mit 24 Illustrationen. Gebestet 4 M. München. Albert Langen. —

— „Die Nachkritik“, ein neues dreiaktiges Lustspiel von Rudolf Presser, ist vom Lustspielhaus erworben worden. Das Stück wird an dieser Bühne als erste Novität der nächsten Spielzeit in Szene gehen. —

— E. N. Tschirikow hat ein neues Drama, „Bauern“, vollendet. —

— Aus dem Verbands des Düsseldorf'scher Schauspielhauses werden infolge „Unstimmigkeiten“ mit der Direktion mit Schluß der Spielzeit einige der besten Kräfte scheiden. —

— Die „Venus“ von Velazquez ist für 800 000 M. in den Besitz der Londoner National-Gallery übergegangen. Die Summe wurde durch freiwillige Beiträge aufgebracht. Vor Jahresfrist war das Bild der Galerie für 500 000 M. erfolglos angeboten worden. —

— Bei dem internationalen Wettbewerb um den Bebauungsplan für die Stadt Helsingborg fiel der zweite Preis (2500 Kronen) auf die Arbeit der Regierungsbaumeister Dr. Behrauch und Martin Mayer. Der letztere ist zurzeit beim Hochbauamt der Hamburger Baudeputation beschäftigt. Den ersten und dritten Preis erhielten schwedische Künstler. —

— Ein neues meteorologisches Observatorium ist, nach der „Voss. Ztg.“ in Johannesburg für den Wetterdienst in Transvaal errichtet worden. In einem der nördlichen Vororte jener südafrikanischen Minenstadt ist auf dem Gipfel eines steilen, felsigen Hügels in einer Seehöhe von etwa 1000 Meter ein mit den besten selbstregistrierenden Instrumenten ausgestattetes Observatorium unter 26 Grad südlicher Breite eingerichtet worden, an dem englische Meteorologen arbeiten. Interessant ist u. a. die Anlage eines größeren Verbundungsbaßins, an dem die Beobachtungen über die rasch abnehmende Höhe des Wasserspiegels Zeugnis für die außerordentliche Lufttrockenheit in jenen südafrikanischen Regionen ablegen. —

— In Berlin gibt es einen Arzt, der im Jahre 260 000 M., und einen, der 330 000 M. verdient. —